

Prof. Rottke: Rede zur Feier d. Geburtsstages Sr.
Majestät d. Kaisers u. Königs in der Aula
d. kgl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu
Berlin am 27. Januar 1906

Deutsches Heldentum

1906

Das deutsche Land ist heute übersät mit einer Fülle gepangener Mächtheiber in Marmor und Bronze, die als „Germania“ das Symbol unserer nationalen Einheit darstellen sollen. Ich würde mich dieser ungerühmten künstlerischen Ausdrucksform nicht freuen, selbst wenn sie ästhetisch wertvoller geraten wäre. Sie be- rührt uns nicht das Herz. Die frostige weibliche Personifikation hat für uns nie Blut und Leben gewonnen. Der Deutsche hat von jeher sein Ideal, den Inbegriff seiner Wünsche, in die Gestalt des Helden gekleidet. Der Held aber ist ein Mann: hat sich die alte sprachliche Gleichung $\eta\alpha\omicron\varsigma = \text{vir}$ auch nicht bewahrt, das deutsche Wort „Held“ hat angelsächsische und altnordische Gegenbilder, die schlechthin den Mann bedeuten. Es darf uns als wohlkündendes Zeugnis geistiger Bluts- verwandtschaft erfremen, daß der deutscheste unter den Engländern, daß gerade Thomas Carlyle, als er die Heroenverehrung kündete, Emp- findungen Ausdruck gab, die das deutsche Volk in seinen fruchtbarsten, also besten Zeiten befeelt haben.

Vom deutschen Heldentum, nicht der Geschichte, sondern der Dich- tung will ich reden. Die innere Geschichte unserer Nation wird durch den Wandel der Sprache heller beleuchtet als durch die Massen realer Taten. Der literarhistorischen Arbeit aber tut es nur, daß sie neben der eindringenden Erforschung des Einzelwertes, der Einzelgestalt auch den Wechsel der geistigen Formen und Typen im Auge behalte. Mein Blick ruht auf der Büste Wilhelm Scherers, des großen Literar- historikers unserer Hochschule. Gerne sprich ich in seinem Geiste.

Der Held führt uns zur Heldensage, zum germanischen Helden- lied. Ein anziehender und fruchtbarer, aber doch recht verhängnisvoller Nahrung der Romantik, der fortwirkt bis in politische und nationale Fiktionen unserer Sage, der Glaube an die schöpferisch ursprüngliche

Urkraft des Volkes sah in der Helbendichtung der Griechen und Germanen die Frucht reiner unschuldiger Volkspoesie. Geschichtliche Vorsehung hat dies Vorurteil gestürzt, hat die homerischen Gesänge wie den Beowulf und die Grundlagen der Nibelungen längst als das Ergebnis adliger Ständedichtung erwiesen. Der typische Held, der sich einsetzt mit Leib und Seele für die große Aufgabe, die er im Herzen trägt, er wächst nicht in den Niederungen, er braucht Höhenluft, ist stets das Erzeugnis vornehmer Gesinnung gewesen, ein Kind der Aristokratie des Standes oder Geistes. Dieser Held, der immer echtes Pathos oder doch stilles Bewußtsein besitzt, ist dem Volke im ruhigen Lauf der Dinge eher unheimlich. Man braucht nur das Märchen zu befragen, um zu erfahren, wen das Volk liebt. Den unschuldigen jüngsten Königssohn, der so gar nicht hoffärtig ist, und den sein guter Stern ohne Verdienst durch Fädeligkeiten über Fädeligkeiten zum Ziele, zur Braut trägt und zur Krone; den Däumling, dem das Glück im Schlafteufel wird; den gutmütigen Dürschen, der durch die Hilfe dankbarer Tiere oder treuer Gesellen die unmöglichsten Aufgaben löst; das arme verkannte Ding, das freundliche Feen schließlich zur Königin machen; nicht zum wenigsten den fideles Lumpen, das lustige Schwenderlein, das sich in den Himmel schwindelt, den Meisterdieb oder den geschickten Narren, den Eulenspiegel: stillos indifferent, aber lebenswürdig oder amüsante Figuren, die lobt sich das Volk. Es freut sich, wenn Klein über Groß triumphiert, wenn David den Goliath schlägt, Däumling den menschenfresserischen Riesen überlistet. Und muß es etwas höher hinauf, dann lieber noch Dohysseus als Achill.

Es ist sehr lehrreich, wie der Volksmund mit den mächtigsten Gestalten der Geschichte und Sage umspringt. Die großen Herrscher, von Karl dem Großen bis zum großen Friedrich, werden inkognito wandernde Kluge Richter, die halb erkennen, daß die Armen mehr taugen als die Reichen, und sie demgemäß behandeln. Das hübsche Anekdotenbuch, in dem Köcker der Stammler populäre Geschichten von Karl dem Großen sammelt, bringt gleich in seinen Anfängen das bekannte Häftörchen, wie er in der Schule die fleißigen Armen lobt, den faulen Böhnern der Nonnen aber den Kopf wäscht. Bei den Franzosen, wo Karl der Große der Held adliger Poesie wurde, ist er der Herrkönig an der Spitze seiner Paladine; bei uns hat ihm die Zuneigung seines Volkes das Schwert genommen und nur die Wage

belassen. Es tut dem Respekt vor dem alten Fritz keinen Eintrag, wenn ihn bei seinen Entdeckungstouren à la Harum al Raschid einmal ein Feigheitsanfall packt, der mit frühlichem Lachen begrüßt wird, oder wenn er Prügel einstecken muß, die sich der verkleidete Monarch vielleicht gar dadurch verdient hat, daß er sich, um seine neuen Freunde, die Armen, zu erproben, am königlichen Eigentum vergeißt. Der große Preußenkönig darf sich nicht beklagen: er beerbt mit solchen Schmutzen nur den ersten Frankenkaiser, der in höherer Sonart mit dem Räuber Gregast ähnlich kuriose Erfahrungen macht. Und auch dem großen Götter Theodorich geht es nicht besser; auch er muß, populär geworden, sich handgreiflich aus feigem Phlegma herausprügeln lassen, ehe er in den Berserkergorn gerät, dem jede Helbentat gelingt. Das Volk, in der Erregung großer und bewegter Zeiten freudig bereit, sich dem Helben in Demut und Liebe hinzugeben, den Thorus seiner Saten zu bilden, ist in der Stimmung des Alltags nur allzu geneigt, ihn sich menschlich so nahe zu bringen, daß sein Helbentum darüber in die Brüche geht. Oder der königliche Held wird, wie Karl der Große und der zweite staufische Friedrich, von der Volkspantomase weit fortgerückt, in die Tiefen des Berges, in denen ihn höchstens ein Sonntagkind alle Jubelsjahre einmal erblickt. Nein, der Held und das Volk sind Gegenläufe: aber es ist die Sonnenzeit der Nation, wenn sie sich finden, wie wir es in Bismarcks Sagen erlebt haben.

Das Wort „Held“ hat gelitten. Dem Theaterjargon ist es verfallen, der ihm einen Helbenvater zur Seite stellt, und der technischen Sprache der Poesie, für die selbst der grüne Heinrich und Vörn Uhl „Helben“ sind. Auch die demokratische Stimmung unserer Zeit hat es ironisch verzerrt; wie wollte sie auch die unbequeme Wahrheit verzeihen, daß selbst die vielstellige Null „Voll“ erst dann etwas Großes werden kann, wenn die ganze Zahl, der Held, an ihre Spitze tritt. Ich sage demnach nicht „Heros“ wie Carlyle, sondern bleibe für diesen heiligen deutschen Begriff dem deutschen Worte treu, das schon vor fast 1 1/2 Jahrtausenden unsre Ahnen gebrauchten, wenn sie ihre Besten rühmen wollten, und das sich immer noch bewährt hat, so oft es uns Deutschen beschieden war, den wertvollsten Ertrag einer zum Höchsten strebenden Entfaltung in einer leuchtenden Blüte zu schauen.

Der germanische Helbensang entwirft der Völkerveränderung. Sein

gewaltiges Hauptthema ist Kampf, Sieg und Untergang der Germanen, der Goten und Burgunder. Von den Liedern, die man einst Armin, dem liberator Germaniae, gesungen haben soll, wissen wir nichts: schwerlich brachten sie mehr als kurze chorsich-lyrische Söhne der Sage, Erinnerung, Bewunderung, in der Art etwa, wie nach dem Berichte des Pausanias den Toten Attila seine Mitkämpfer reißend umsingen, unter denen die Goten geistig dominieren: keine reiche Erzählung, nur ein schnelles Aufleuchten des Größten; rühmlicher schien es, den Freund zu rächen als zu klagen. Aber auch dieser kurze Trauerchor enthielt doch den Keim des epischen Liedes. Und uns mitet der ganze große altgermanische Helbengesang an wie eine männliche Sotensklage. Die lyrisch-dramatische Grundstimmung der alten Chorpoesie ist nicht aus ihm verschwunden, und die düstere Wehmut des Abschieds von unwiederbringlicher teuer-Vergangenheit lagert schwer auf dem grandiosen Silbe. Nicht in jubelndem Leichtsinne schlugen die schwebelüftigen Söhne der Oder und Weichsel das in ehrfürchtiger Eichen angestauete Weltreich zu Trümmern. Sie erschrafen vor ihrem eignen Werk, suchten zu halten, was sie selbst erschütterten hatten: der verantwortungsschwere Zweifel „können wir aufbauen, was wir niederreißen?“ hat diese tüchtigen Menschen gerüttelt. Und als es vordröht ist mit der römischen Größe und Herrlichkeit, da taucht ein Gefühl der Beklemmung in ihnen auf; selbst den Franken, diesem sicher aufstrebenden Stamme, ist die quälende Sorge nicht erspart geblieben, das Weisenalter der Welt sei hereingebrochen. Ganz anders noch muß dieser Alpdruck auf den Goten gelastet haben, die, ihrer irdischen und ihrer göttlichen Heimat entrisen, im jähesten Glückswechsel unsät hin und her getrieben waren, heute Herrscher der Welt, morgen verkriebene Glende, die nicht wußten, wo sich bergen. Eins aber blieb ihnen in allem Auf und Ab, ein Bewußtsein vor stärker als Glend und Tod: es ist kleiner Schwade, durch einen tüchtigen Gegner zu fallen, denn kein Schwicksal kann dem Helben ewigen Ruhm rauben, den köstlichsten Schwag des Sotens. Dies Vertrauen hat sich bewährt: der Helbenruhm hat zum ersten Male etwas wie eine Ahnung nationaler Einheit geschaffen: der Baper und Gachse pries den Langobarden, auch auf der britischen Insel sang man das Lob der Goten, deren Heldenlaufbahn allen Germanen unauflöschlichen Eindruck hinterlassen hat, vor der alles andere verblich.

Was hatten allein die Stgoten durchgemacht! Ermannich, ein zweiter Alexander Magnus, beherrscht die Lande von der Duffee bis zum Schwarzen Meer: der Hochbefagte raubt sich selbst das Leben, und sein Reich ist dahin, sein einst so mächtiges Volk dient den alles niederwerfenden Hunnen. Aber der Hunnenkönig Attila, seinen Goten ein freundliches Väterchen, stirbt, und abermals ist ein weltbeherrschendes Reich wie weggeblasen vom Erdboden. Und unter Sphodrich dem Großen steht es aus, als ob die ganze römische, byzantinische, germanische Welt nur seinem Worte lausche: er schließt die Augen, und wiederum ist die Herrlichkeit dahin, als wäre es ein Spuß gewesen, den das mächterne Tageslicht verschweicht. Die Geschichte sieht das anders an: der rückschauenden Phantasie selbst nähersehender blieb in diesem jähen Umschlag nur ein fester leuchtender Punkt: die Größe des königlichen Helben. Ihm dankt sein Volk alles; ohne ihn ist es eine schutzlose Herde, die, den Feinden preisgegeben, verzichten muß auf Friede, Glück und Freude. In Englands Nebeln ist diese Stimmung so übermächtig geworden, daß sie dem Bewußt etwas peinlich Markloses gibt.

Aber eine schwere Atmosphäre lastet überall auf jenen Liedern vom Helbenleben, die, von den Goten zu frühst angestimmt, erst bei den Zuschauern des Sotensschicksals ihre künstlerische Blüte erlangten. Eine althochdeutsche Glosse umschreibt durch soofsane, Helbenfang, das mittlere tragoedia. Das Fürchterliche dieser Wirklichkeit, in der Völker verschwanden wie Geisendblasen, ist auch in der Erinnerung nicht verblasen. Wo der Säger vorausschauend und -deutend künftiges ahnen läßt, nur Trauriges wartet hinter dem Schleier: wewurt skilnit; darumb muosen degene vil verlassen den lip. Ungetrübter Frohmus ist selten: selbst wenn beim Gelage das Freudenholz, die Harfe, erklingt, weßt sie Tränen und Nachgier; das grelle Lachen des gekränkten Weibes, Brühilbs oder Gndrums, deutet nades Unheil. Auch die nordische Natur zeigt nicht den Sonnenhimmel homerischer Lieder: Sturm und Schnee, Wetter und Winter sind diesem deutschen Gange nicht fremd, im Silbe nicht noch in der Handlung; Staub und Dampf umhüllt die ziehenden und streifenden Scharen; die Nebelungen der Sphodrichsaga erreichen Attilas Hofburg durchnäst bis auf die Hauf.

Vor allem aber ist die Nacht dem germanischen Säger eine be-

deutende Zeit wie seinen Volksgenossen, die lieber nach Nächsten zählen als nach Sagen. Die düstereit Özenen, wie die Helben Wacht halten über das Leben ihrer Getreuen, das sie zu schützen wissen vor Hinterlist wie vor der That nachtlicher Dämonen, das ruhrende Bild, wie die liebende Jungfrau den schlafenden Helben hütet, durch Gesang den eignen Schlaf verschwendend, diese nachtumbobenen Gruppen haben sich uns tief eingepägt. Auch dem Kampfe selbst gebietet das nächste Dunkel nicht Halt: der Mond scheint hernieder auf Überfall und bligende Klagen, und die sprühenden Funtergarben, die aus den getreuzten Schwertfern herausspritzen, erhellen die schwarze Halle.

Und hinter der ersten Nähe erscheint erniste Ferne. Der Helb und sein Volk ist nicht allein auf der Welt; in Andenkungen und Epikoden, die von der erdrückenden Größe des geschichtlichen Hintergrundes eine ergreifende Ahnung geben, taucht der Untergang andrer Geschlechter und Völker auf: Feinde ringsum! Denn wer heute Freund ist, kann morgen Feind werden, vielleicht um des schönsten Goldes willen, dessen blendenden Zauber die Körner oder die Mächte der Tiefe unter die Germanen geworfen hatten. Der Ghyfengott war noch kein sicherer Hort: zu gewaltig empfand man bei jedem Lebensschritte die Hand des Schicksals. So bleibt nur der Helb des Volkes wahrer Strot.

Dieser Helb germanischer Dichtung ist dem Ideal noch recht ähnlich, das sich in den altgermanischen Personennamen spiegelt. Es liegt nahe, dies Namenideal an der außerordentlich ähnlichen Namensbildung der Hellenen zu messen. Beiden Völkern steht der Kampf, der Ruhm, der Waffenglanz alles beherrschend im Vordergrund: der Heros gebietet über sein Volk, ist adligen Blutes und des Besten froh, dazu ergeben den Göttern. Aber weder der Ackerbau und die Tiere des Landmannes noch die hohe Gabe der Beredsamkeit hat Eingang gefunden in germanische Namen; sie beschränken sich auf die Tiere der Walfahrt und der Götter; nicht einmal der griechische Hippomedon und Hippofatos finden germanische Gegenbilder, denn die Germanen ältester Sage kämpften zu Fuß. Darüber freilich ist der Eagenhelb heraus: sein freies edles Ross ist ihm teuer, wenn auch nicht so teuer wie der verlässliche Freund, das starke Schwert. Und auch er noch überläßt die Weisheit lieber dem Akter, die Schönheit lieber der Frau. Einen Kallisthenes oder Kallistes prägt der deutsche Namenschatz nicht gern, noch

preißt der Helbensang des Helben Schönheit; ja selbst die nordische Prosafrage bleibt gleichgültig gegen Manneschöne, an der doch die lateinischen Geschichtschreiber der Goten und Langobarden nicht mehr achlos vorbeigehn. Der Helb soll stark sein, nicht schön; und die Macht der gewollten Brust, der festen Glieder, die ins Riesische streben, widerspricht gelegentlich, zumal in den Steigerungen der Epigonon, aller harmonischen Schönheit. Dafür wohnt in diesen Armen die Kraft von zwölf, ja dreißig Männern; vor ihren Hieben reißt die Echilde wie Stroh; ihre Stimme, drohend wie ein Büffelhorn, sammelt sicher die Mannen; selbst das Soten Gant hält das Schwert mit Riesensärke. Aber tausendmal mehr als der Helbenarm bedeutet das Helbenberg. In des Mutigen Hand schneidet auch die stumpfe Klinge, und nichts vermag die Zahl der Feigen. Dies Helbenberg zuckt nicht, ob auch Läume und düstere Prophezeungen, ob auch die harte Wirklichkeit ihm die Gewisheit geben, daß sein Schicksal vollendet sei. Dem Tode entgeht nicht, wer dem Tode bestimmt ist: darum stirb siegreich, auf daß dein Lob Dir und den Deinen das ewige Leben des Ruhmes bringe! Dieser Fatalismus der keine Hoffnung kennt, macht das Helbenberg wohl auch stark. Ernst liegt auf des Helben Zügen, und ein bitteres Lachen zuckt nur herüber, wenn der Feind zu seinen Füßen rollt. Es fehlt die frohlich sorglose Kampfeslust, die in den gedankenlosen Helbenrumpeln so manches altfranzösischen Chantons uns erquickt. Auch das Lied und die Harke, mit denen der Helb wohl vertraut ist — wer wäre würdig Helbenlute zu singen als der Helb? — ändern das Bild nicht. Wer Gystalten wie den ruhnen Spielmann Volker mit den köstlichen, eiseln und reizbaren Dichterbänden Islands vergleicht, denen der empfindliche Poet aus jeder Metrie blüht, der fühlt alsobald, daß seine Kunst diesen germanischen Helben nicht ändert, daß er immer nur des Schwertes hingrüges Kampflied hört. Und auch Frauenliebe lohnt ihn nur karg: er scheint ihre entwerende Macht, so wohl es ihm tut, wenn eine weiche Hand ihn verbundet, wenn weidlich zarte Güte und Gulb ihn bewillkommen. Das Kraftweib hat in seinem Herzen keinen Platz mehr wie in roheren Sagen: Ariemhild gefällt ihm, nicht Brünhild, Hyyb, nicht Strydo: dem starken Mann ziemt ein demütig Weib. Aber tiefer ins Herz geschlossen hat er doch den Kampfesfreund, den Genossen seiner Laten und Leiden; reich möcht er sein, um die treuen Gefolgsleute mit Goldbringen lohnen zu können; sonst bürge er das

Gold lieber im Strom und in der Söhle. Der treue Mann, das ist sein besser Besiß, und er vergißt Treue mit Treue: nichts niederrückiger, als wenn der Herr den Mann, der Mann den Herren im Stich läßt. Aber das Heldenlied, das nichts beschönigt, verschleierte nicht, daß dieser schlimme Sreubruß dennoch Wahrheit wurde, aus Feigheit oder Verrat. Auch das gehört zur Tragik des Heldenlebens.

Die kündigt früh sich an. Der Held hat eine trübe Jugend, wird etwa als Bastard mißachtet; oder der Knabe mußte fort aus der Heimat und lebt als Geselle oder als Kette, d. h. als Verbannter, unter fremden Leuten. Das Bild des elenden Ketten, uns um so eindrucksvoller, als der mächtigste Volkskönig, Herr Dietrich von Bern, für die Dichtung fast ausschließlich in dieser Rolle auftritt, spiegelt das melancholische Gefühl der Heimatlosigkeit wider, das diese Poesie so oft beherrscht. Und hatte sie nicht Recht: was war des Goten Vaterland? Der Held kennt den bitteren Ernst des Krieges, der doch sein Leben ist, bis auf die Neige. Nein, er scheut ihn nicht, aber er sucht ihn auch nicht. Denn er steht nicht allein: er hat ein Volk hinter sich oder doch getreue Mannen, für die er sich verantwortlich fühlt; er fürchtet nicht für sich, aber für andre. Der Kampf ist ihm kein Spiel: er sieht oder ahnt seine Folgen: man spürt, hier streiten nicht Männer, sondern Völker. Auch dieser Ernst, der den Kampf gern vermeide, hat etwas geschichtlich Wirkliches, das menschlich wohlknt im Gegensatz zu der romantischen Rauflust, die bei uns höchstens in Nebenfiguren oder im Kontext zu Worte kommt. So prahlt der Held auch selten, reizt den Gegner nicht unnötig durch Schimpfworte wie ein Weib: besser handeln als reden. Für einen Scharfes ist hier kein Platz: wie wenig gleicht Unferd, des Egilaf Sohn, seinem homerischen Gegenbilde! Der Held ist keine Eroberernatur: der Dietrich der Sage will nur das Erbe der Väter wiedererwerben; den Mariach bringt erst infamer Verrat dahin, Stalien zu unterjochen. In dieser wüsten Welt des Kampfes, in der die Helten — schon bei Jordanes — in Blut waten und Blut trinken, fehlt dem Heros doch jeder Zug jener Brutalität, an der die alfranzösischen karolingische Epik so reich ist. Er legt sich Reichenschaft ab über sein Sann. Eitliche Motive bestimmen sein Handeln. Die Gewaltmenschen früherer Generationen, der große Ermanrich, der Garunatenbezwinger Wittigouwe sind zu Wüterichen oder Ehrlosen degradiert, von denen sich die Menschlichkeit einer mildern Zeit ergreifend ab-

hebt. Darin und in vielen ähnlichen Zügen deutscher Dichtung offenbart sich ein feines Gefühl für den Wechsel der Zeiten und Sitten, ein erster Ansatz zu jenem historischen Sinne, der bei uns Deutschen seine Blüte erleben sollte. Auch dem grünen Sagen, der die List nicht verschmäht, der an Rindern und Wehrlosen sein Märchen küßt, haftet etwas von der bösen Wildheit grauerer Vergangenheit an, zumal auch seinem Namensvetter, dem naiv-groben Märchenhahn der Gudrun. Umgekehrt ist in Beowulf das Feingefühl der Helbenehre so unrea- listisch gesteigert, daß er selbst dem Scharfmal Greidel gegenüber auf die Vortelle von Rüstung und Schwert verzichtet, weil er sich an Kampfeskraft nicht niedriger fühlt als den dämonischen Gegner. Das fällt allerdings aus dem Wirklichkeitsstimm des echten deutschen Heldenliedes heraus, das Eingemüßlichkeiten verständig erwägt.

Kein Zweifel: in dem Geschlecht, das diese Helten schuf, lebte stille Sehnsucht nach Frieden, unausgesprochene: nicht nach dem Frieden, den der Jüdisch erkauft, Feigheit oder Tribut, aber nach dem Frieden, den der Sieg bringen sollte und doch so selten brachte. Das Heldenlied kennt diesen Frieden nicht: es kennt nur den Frieden, zu dem Wunden zwingen. Winter oder Tod, Freundlos, trostlos stehn Dietrich und Egil schließlich alleine da, am Grabe ihrer Mannen, ihrer Hoffnungen. Und als der alte Hildebrand heimkehren will, da wartet seiner der suchbarste Kampf: unter den Migen der beiden Heere muß der Vater mit dem Cobne kämpfen, sie beide die erlesenen Vorkämpfer ihrer Völker. Hier streift sich die Tragik der Helbenehre auf die Spitze. Und war nicht auch dies eine solche Dilemma nur ein Bild der Wirklichkeit? Es ist das Unglück germanischer Geschichte, daß sie wieder und wieder Germanen im Kampfe sieht gegen Germanen: schwerlich ist die Zeit solcher Kriege vorüber. Die volle erschütternde Tragik dieses Schicksals hat der alte Helde sang, dem das Berufsfein nationaler Einheit noch abgeht, nicht gestalter, nicht einmal so deutlich, wie es sich im 10. Jahrhundert und später abspiegelt in den Seelenqualen Nibingers, des benschigen Markgrafen, der für Hunnen gegen Deutsche streiten muß. Aber bedeutet der Kampf nächster Blutsfreunde wie Sagens und Walkhers nicht das gleiche Schicksal? bildet der tödliche Waffengang der nächsten Blutsverwandten, der dem Vater in grimmiger tragischer Notte die seltsame Lust an dem geliebten, stolzen Cobne alsobald in den enfsänglichsten Zwiespalt von Liebe und Ehre wandelt, nicht typisch

eben jenes Germanenlos ab? Sind denn diese Helben etwas anderes als die Blüte ihrer Völker? Der greise Held wird seinem Volke und seiner Ehre die Treue halten: an der Leiche des von Vaters Hand gefällten Sohnes wird er trauern. Und dann zieht er mit Fremden ein in das Land des Friedens, freundlich, kinderlos. Das Zeitalter der Helben geht damit zu Ende. Sie sterben und mit ihnen eine große Zeit, auf die die Nachlebenden zurückblicken in Ehen und doch in wehmütiger Sehnsucht. Sie fühlen, verwehlt ist die Mannesblüte der Nation: wird sie sich wieder erholen?

Nur auf Einen passen die dunklen Farben nicht. Helb Siegfried weiß seinen jungen Tod voraus: aber er weiß auch, daß dem Frohen jedes Schicksal leichter wird als dem Sorgen schweren. So preißt er sein Geschick doch als ein königlich Los, und er freut sich seines Lebens, seiner Kraft, seiner Liebe. Freilich, Herr Siegfried ist kein Gott — er dürfte eher so sorglos heiter sein, vielleicht weil er ein Gott, vielleicht weil er ein Kranke war: denn die Kranken spürten früher als die andern, daß der Germanen dennoch eine Zukunft war.

Die Deutschen haben ihren Ketten, den Führen der Nation durch die Stürme der Völkerveränderung, lange ein treues Gedächtnis bewahrt. Die christliche Kirche freilich verzeh es den alten Helben nicht, daß sie Heiden oder gar Arianer geweten: aber die Glaubenshelben der Heiligenzeiten, diese Männer der Enfsagung, waren selten geeignet, den alten Heroen das Herz des Volkes freitig zu machen. Und wenn der heilige Leodegar etwa sein Leben durch Mord in Sicherheit bringt, um Dstern nicht durch seinen Tod entweihen zu lassen, so wird diese Feinfühligkeit den Deutschen ebensowenig eingeleuchtet haben wie die fatalistischen Ausflüchte, hinter die der Helanddichter die Jünger rettet, die den Herrn in der Stunde der Not im Stiche lassen. Gefährlicher wird den Ketten der Wechsel der Mode: das gesellschaftliche Ideal in den sozialen Höhen wandelt sich; so sinken die Stieblinge der Vergangenheit in tiefere Schichten. Zumal seit die Kreuzzüge ein internationales christliches Rittertum geschaffen haben. An König Artus' Tafelrunde war für Herrn Dietrich kein Platz.

Es war eine ganz andere Welt des Ideals, für die sich die höfliche Kunst der Otaufereit begeisterte. Blühsau lacht der Himmel, ewiger Maienjonenschein leuchtet über grünen Wäldern und bunten Blumen und über der noch weit funkelnderen Pracht von Sammet und Seide

und Edelgestein. Auch hier wird es Nacht, ja sie ist hier nicht selten die schönere Hälfte des Lebens: dann schleicht der Held zum Liebchen — nicht ohne Gefahr: denn der Ritter wacht; aber diese Gefahr ist Würge des Genusses, und am Morgen reißt der Held doch getrost durch den Tag von daunen. Diese Helben sind elegante, schöne, wohlproportionierte Männer, denen das Kolossale und Tragische völlig abgeht. Sie bekennen sich zum rechten Mittelmaß, und nur einer älteren Generation, ihren Vätern, rühmen sie, halb ihres eignen Ideals vergessen, nach, daß sie gewachsen waren wie Heunen, und daß ihre Stimme erscholl wie ein Horn. Dem rechten Ritter hätte dieser Stoff- und Kraftaufwand nicht angestanden. Er ist vor allem wohlbezogen: die bildsame Jugend, in der sich Ritter und Frauen abwechselnd darum bemühen, ihn zu höflicher Zucht zu formen, spielt hier fast ebenso die Hauptrolle wie einst bei den Ketten der Untergang. Und der Gedanke ans Ende liegt dem Ritter ganz fern, soweit er nicht physisch angesäuert ist; er ist höflich und weis, freilich auch heiter mit Massen. Courage hat er wie einst der Kette: aber guten Muts zieht er in den Kampf; nicht Völker kämpfen gegen Völker, sondern nur ein Ritter gegen den andern; und der Held steigt ja doch jedesmal, schickt der Geliebten oder dem König Artus die überwindenen Zeugen seiner Siege zu und reißt immer zu weitem äventuren. Selbst wenn es ihm übel ergeht, vergißt er sich nicht gern und seine Zucht: er meidet den lauten Wehgeschrei, schämt sich zerrissener und verstaubter Kleidung und hat Stempel, ob es ihm ansehe, dem Verhungern nach ein Brot aufzugeben, das er im Straßenstaube liegen sieht. Für diesen Eleganz, der doch vor keinem tollkühnen Wagnis zurückschreckt, existiert das Volk tugends: es wird ignoriert als gleichgültig oder häßlich. Von geschichtlichen Perspektiven keine Rede. Nicht der Vergangenheit gehören diese Musterbilder des Rittertums an, nicht der Zukunft; auch ortslich haben wir nur das Gefühl der idealen Ferne und fragen nicht: wo? Ihren deutschen Dichtern aber sind sie in Wahrheit leuchtende Vorbilder für die Gegenwart, modern vom Wirbel bis zur Zehe, modern in jeder Gebärde und in jedem Worte. Const pflegt die künstlerisch gehobene Sprache ihre besten Mittel der Vergangenheit und vielleischt der Mundart zu danken: man denke, was Luthers Bibelprache uns noch heute spendet, sobald wir hinauswollen über die Nüchternheit der Alltagsrede: Hartmann von Aue und Gottfried von

Erfassung haben die schwere Kunst verstanden, mit Virtuosität die Konversation der Gesellschaft zur poetischen Normalsprache zu verklären, als sie die Typen des französischen Artusromans in bewußtester Didaktik zu Musterbildern des Rittertums für ihre lieben Deutschen unprägen.

Und diese korrekten selbstlichen Elegants, denen man nicht einmal ihren Mut voll anrechnet, weil er gar so gedankenlos selbstverständlich funktioniert, die sollen im Auge der Wesen jene alten Helden erlegt haben, die getränkt waren mit dem reichsten Gehalt großer Geschichte? Wolfram, der ganz andere Pfad einschlägt, scheint dem Unmut dieser Frage Recht zu geben, da er in seinem lebenswichtigen Schwerevörter Buchan den höflichen Normalritter geradezu zum Gegenstück seines wahren Helden ausbildet. Aber nur gemach! Vergessen wir nicht, daß aus Gottfrieds Tristan, dem Idealbild dieses höflichen Rittertums, die gewaltigste Gestalt Richard Wagners erwuchs, die mir, zumal wie ich sie durch Albert Niemanns unvergleichliche Schöpfung verstehen gelernt habe, zu den höchsten Offenbarungen deutscher Kunst gehört. Gewiß ist Wagners Held durch die großen Mittel des tragischen Musikdramas, durch Nachstromantik und durch Philosophie weit über die Lebensgröße des Gottfriedschen Tristans hinaus gesteigert worden. Aber beiden Dichtern gemein ist das Verständnis für die Allgewalt irdischer Leidenschaft, und Gottfried hat voraus die Ehrfurcht vor der süßlichen Macht der Form.

Man hat vielfach das moralische Zöpfchen bespöttelt, das die mittelhochdeutschen Epiker ihren französischen Vorlagen anhängen. Mit Unrecht: diese Moralien sind keine ungeschickte Zutat, sie sind die Seele des deutschen Ritterepos. An unbefangener Darstellungsreue haben die Franzosen vor ihren Nachbildnern viel voraus. Aber während dem französischen Ritterroman eher eine religiös-soziale Richtung innewohnt, die seine Helden zum Vorkämpfer der Schwachen, zum Feinde jedes Unrechts, zum Hort des Glaubens macht, interessiert diese Tendenz die Deutschen nur wenig: sie arbeiten in Wahl und Behandlung ihrer Stoffe mit bewußter Entschiedenheit auf das Ideal der ästhetischen Erziehung hin. Doch gelten die alten Redensarten, die „Manheit“, die trivial, und die „Milte“, die in diesem Namen inhaltslos geworden ist; aber sie werden überschattet von der neuen großen Lebensmacht, der Minne, die das Herz des rauhen

Minnes umwühlt bis in die letzten Tiefen. Sie bildet ihn zu Jugend und Seelenadel, zu Zucht und werdekeit; sie macht den wüsten Wüßling zart und fröhlich. Der Minne Schule ist hart. Die Feudalherrin — stets eine verheiratete Frau; ein junges Mädchen wäre dieser Erziehung nicht gewachsen — hält ihren Vasallen in strenger Gewalt: selbst Ehre und Mäunnesmut verlangt Frau Minne zuweilen zum Opfer. Aber der sich ihr ergibt und ihrer bitteren Güsse, ihrem lieben Leid, dem schenkt sie eine zweite Welt, eine Welt des Herzens, in der selbst der Schmerz schöner ist als alle Freude lieblosen Lebens:

warumbe erlite ein edeler muot
nicht gern ein übel um täsent guot?

Schon der Abglanz dieser Seligkeiten erhöht in der Brust des Hörers, ob er auch freiere mit den Gehnenden, jede Fähigkeit seiner Empfindung. Das Gefühlleben nuanciert und verwirrt sich; der physische Gemüßwandel dem seelischen; Verstand und Ahnung paaren sich, um zu erkennen, was die Liebe sei; die Kämpfe des inneren Widerspruchs, des Heilwunders erweitern die Welt. Der klassische Held ist Herr Tristan. Schon als Jüngling ist er ein Muster aller Vollkommenheit, ein Meister aller Epochen, der hitzhafteste Harfner und Sängler, der raffinierteste Ritter des edlen Waidwerks; sein starker Arm überrundet Drachen und Hünen; denn Gott und Recht und Mut geben ihm dreier Männer Kraft. Aber erst die Minne, die ihn zum Liebreich zwingt an dem keinen vernünftigen Dheim vollendet ihn zum Helden der „Moralien“ nicht nur des Dichters und seiner Hörer, selbst Gottes Sympathie ist bei dem Jüngling Paar. Die vertiefende und bereichernde Kraft der Minne führt alle Schuld, auch die Sünde wird so ein Mittel der Erziehung und Beseelung.

Den idealen Gedanken künstlerisch auszugestalten ist eben darum nicht voll gelungen, weil die Deutschen doch nicht frei genug waren ihren Müssen gegenüber; weder Hartmanns Verstofflichung von Christens Nordainen noch Gottfrieds Versuch, das Reich der Minne in seiner Vollendung allegorisch zu schildern, kann als glücklich gelten. Was sie wollen, tritt uns in den zarten und spizen Losen der höfischen Minnebüchlein zuweilen schärfer entgegen, freilich im Kleinen. Aber der große Gedanke von der sittlichen Macht der Schönheit, von der sittlichen Pflicht der Selbsterziehung, der in diesen Epen lebt, ist auch so

nicht ohne Wirkung geliebet. Wie ihr künstlerischer Ernst in der Form Schule gemacht hat, so ihr menschliches Ideal im Leben, mag man ihn auch täppisch genug zugesprochen sein. Eben von diesem höflichen Helden, der seine Glieder aus der Wildheit in den sichern Häfen der Zucht reißet, singt Walther von der Vogelweide, aufknüpfend an den *vir fortis* der Proverbia:

wer steht den lewen? wer steht den rîsen?
wer überwindet jenen und disen?
daz tuot jener der sich selber twinget.

Dieses Helbentum ästhetischer Selbstzucht schwebte, trotz allem modernen Gepräge, dank seiner aristokratischen Effektivität in einer Höhe, von der die gewöhnlichen Menschenkinder, die Nichts-Nitter und -Damen, gar nicht wahrzunehmen waren. Die erdassenden Wurzeln fehlen ihm; so muß es bald verdorren. Aber Tamentörner sind doch in die Tiefen geweht worden, die dem aufmerkamen Auge nicht entgehen. Nur Helden erwachsen ihnen nicht mehr. Wiederum dauert es mehr als ein halbes Jahrtausend, ehe, abermals in der höchsten Steigerung künstlerischen und geistigen Könnens der Nation, abermals auf den Höhen ihres Lebens, aber diesmal auf den geistigen Höhen, ein vollerer Erfolg den Necken und Nittern folgt.

In der Zwischengeit fehlt es nicht ganz an Versuchen. Und ein Anlauf eröffnet einen Augenblick vielversprechende Aussicht. Von Dürrers sicherem Stiff, von Erasmus seiner Feder wurde der milde Christianus entworfen, der sich vor Tod und Leusel nicht fürchtet. War das nicht wie eine Abnung, eine Prophezeiung, der die Erfüllung auf dem Fusse folgte? Aber der Doktor Luther war wahrlich ein frommer Gottesheld und Glaubenskrieger: ein Nitter war er nicht, und zum Lopus taugte er nicht. Außerdem fehlte seinem volkstümlichen Wirken der aristokratische Zug, dessen der Held bedarf: die Gefühlgenialen der Mystik, die freien Geister des Humanismus hatten schon andre Wege zu Gott gefunden, als er sie wies, oder sie glaubten sie doch gefunden zu haben: Wege, die ihnen darum noch nicht schlechter schienen, weil sie für die Gemeinde zu schmal waren. So versagen alle Bemühungen, den christlichen Nitter auf Luther umzudeuten und damit ein neues Helbentbild zu schaffen. Andere Versuche mit viterlichen Helden sind nicht minder gescheitert: Gustav Adolf, Witekind, vor allem Arminius

hat man im 17. und 18. Jahrhundert aus den Requisten des Neutauslauccepos heldenhaft zugefügt, überall mit vollem Mäslingen.

Der neue Held wird geboren im Wehen des Sturmes und Dranges. So möchte ihn den Schöpfer nennen. Das jugendlich heroische Kraftgefühl des ganzen vollen Menschen, den die Griechen, den Schafepene und Chafesbury, den Rousseau und Voltaire befreit haben, auch machtvoll die Glieder und drängt zur Verkörperung. Dieser Geist stellt sich stark genug, sich zu erweitern zu einer Welt, aus der eignen Brust eine bessere Welt zu gebären, Menschen zu schaffen nach seinem Bilde. Und den Schöpfungsgegnuß, den sie selbst empfinden, teilen die Dichter auch den Helden mit, die sie schaffen: mit heiter spielender Götterähnlichkeit bildet Nestes Großer Kurfürst die Menschen, die er braucht. Schöpfer aber ist Gott. So ist der Titan, der den Olympiern das himmlische Gaiter einwendet, fast mit Notwendigkeit einer der ersten Sypen dieses Helbentums geworden. Prometheus wird erlitten, wer zweifelt? Aber der Untergang hat den Helden noch nie gespart. Und auch Goethes Faust sollte ursprünglich gewiß zur Hölle fahren, doch in Ehrfürcht begrüßt von den höllischen Heerscharen: achte Schöpfer, ins Horn, daß der Dräus vernehme: wir kommen, daß gleich an der Tür der Wirt uns freundlich empfangt. Die Gelligkeit der Kassenfalkung ist so groß, daß die Tragik dieses Übermenschenums übertrauf wird. Mit Gott zu weiterern ist Selbstgegnuß und Ehre auch dem Unterliegenden.

Eine viel haltare Probe wird andern nicht erspart. Die Geschöpfe empören sich gegen den Schöpfer: Zacharias Werner wollte das in seinem Waderwuchs gigantisch-großenhaft gestalten. Und sein Aktilla, ein starrer Held des Rechts, stürzt, weil sein Wille zum Recht ihn vor Unrecht nicht behütet. Als Ringers Faust in die Speichen der Weltregnung eingewirft, als Karl Moor Raube zu seinem Gewerbe macht, da müssen sie erleben, daß sie an sich selbst irre werden: und das ist das Ende. Senus Faust unreine Seele hat ihr Schicksal verdient; des Räubers Moor Enchufasimus, freilich aus der Vergewißlung geboten, war doch ein reiner, weltunerschaffender Enchufasimus. Er muß erfahren, wie Erdenchimus sich dem Gedanken anhängt, der Fleisch wird, — und er geht an den Menschen zugrunde.

Es lebt in diesen Stürmern, deren älterer Kreis meist auch von der Aufklärung genährt war, viel praktischer Drang. Daß der Gott, der

über allen ihren Kräften thronst, nach außen nichts bewegen soll, sie mögen das nicht glauben. Sie bevorzugen das Drama vor dem Roman. Vom Gedanken wollen sie zur Sat. Grade problematische Naturen wie Herber und Lenz zeigen das am drastischsten; man blicke nur in das Reisejournal und die Briefe, die Herber auf seiner träumerischen Pariser Reise geschrieben hat: will ihn nur die große Catharina hören, Schwand, ja Russland wird er reformieren. Und spricht Marquis Posa etwa die Wahrheit, als er vor dem König jede Neigung zur Neuerung ablehnet?

Das Jahrhundert

ist meinem Ideal nicht reis. Ich lebe
Ein Bürger derer, welche kommen werden.

Die Wahrheit ist das nicht, aber vielleicht der Stoff. Scheitert das Schaffen dieses Helben an der schwerbeweglichen Masse, an der Starrheit des Bestehenden, so gibt ihm die Gewissheit einen Halt, daß er hilft, neue bessere Zeiten heraufzuführen; ihm gehört die Zukunft.

Auch ein anderer Gedanke mildert diesen Helben ihr Schicksal. Nicht nur Prometheus hat Menschen seinen Odem eingehaucht, auch Chalkopneure. Der Künstler schafft wie ein Gott, und sein Werk ist unabhängig von dem Verstand der Menschen. Die Künstler und Weisen von Hellas, haben sie nicht alle Kultur geschaffen? So ist es Schillers heroischem Geist keine Entfaltung, wenn er nur wirkt durch die Kraft des Geistes. Und die Zuversicht des schaffenden Genies steigert sich un- erhört, seit die Philosophie Nichtes, gleichfalls einer heroischen Natur, das Ich zur einzigen Realität, das Nicht-Ich, die Welt, nur zur Schöpfung dieses allgewaltigen Ich zu machen scheint. In seiner halbverstandenen und stark übertriebenen Lehre verabsucht sich die alte Romantik. Heinrich von Ofterdingen, der geniale Dichter, wie ihn Novalis sah, sollte durch ein ewiges „Stüb und Werde“ ungemessene Schaffenskraft entwickeln: ihm war es beschieden, das Sonnenreich der Zeitlichkeit zu zerstören und die goldene Zeit heraufzuführen. Selige Träume!

Der derbe Ardingello, eine Künstlernatur von kräftiger Sinnlichkeit, erreicht ein bescheideneres Ziel: mit guten Genossen begründet er im Egen auf seligen Inseln des ägäischen Meeres das glücklichste Leben in reiner griechischer Natur und Kunst. Ja, wenn es dort ewige Jugend gäbe! So sollte ein unüberwindliches Schicksal auch dieses Halb-

götterbildl. zerstören. Und als Hyperion in verzehrender Sehnsucht zu dem geliebten Lande der Götter und Heroen strebt, als er sein griechisches Vaterland erreichen will, da türmt sich wieder unüberwindlich die Erbärmlichkeit der Menschen zwischen ihn und sein Ziel. Daran geht er zugrunde und mit ihm sein Dichter, dessen Leib dem leidenschaftlichen Drange der Helbenseele nicht gewachsen ist. Gnädig umhüllt der Wahrheit den Geist, der es nicht ertragen könnte, daß Ideal nie Wirklichkeit ist noch werden kann.

Noch heute steht vor unser dem Banne dieses Helbentums. Klassiker und Romantiker haben zusammengewirkt, uns das Bild des schöpferischen Einzelnen zu schenken. Was der alte Hektor ein Vertreter der Vergangenheit, in der er sein willig ihm folgendes Volk geführt hat, was der Ritter das Meisterbild für eine Gegenwart, die von der Menge gar nicht wußte, so wirkt dieser geistige, genial schöpferische Held der neuen Zeit, ob zweiseitlich, ob zweiseitig, für die Zukunft, mit seinem Mut, der früher oder später den Widerstand der stumpfen Welt besiegt. Dieser Held hat seinen schlimmsten Feind an den Vielen, den viel zu Vielen. Das haben schon Goethe und Schiller gewußt und sich damit abgefunden. Aber das Wissen steigert sich zum härtesten Dreck und Gedröck in dem letzten großen Vertreter dieser heroischen Weltaufbauung. Erschüttert ruht unser Blick auf dem Helbengrabe Zarathustras. Dampf erklickter Situationen Atem den Göttern noch immer wohlgefälligen Opferruch? Leise flüstern wir die Mahnung eines Großen:

Erkenne Dich! Leb mit der Welt in Frieden!

Das Problem des Einzelnen, der immer etwas vom Helben haben muß, um sich zu behaupten, im Gegensatz zu den Vielen, die immer gleichgültiger werden, je mehr sie sind, dies Problem beherrscht das 19. Jahrhundert. Es ist sehr charakteristisch, daß selbst die demokratische politische Lyrik bis in die sechziger Jahre nach dem Helben ruft. Das Jahrhundert glaubte an den Helben, nahm seine Partei. Nein, die Mythen binden den Herakles nicht. Wir Älteren, die wir den Helben der Sat erleben haben, der Hektor war, Ritter und Schöpfer, voll der heroischen Kälte des Discretos und doch auch reich an der lebenerzeugenden Wärme der Romantik, wir können am Helben nie irre werden. Aber auch Bismarcks schöpferische Kraft hat sich einst jugendlich voll-

gefolgen an jenem Schaffensdrang klassisch-romantischen Heldentums, dem wir die unerhörteste Produktion deutschen Geisteslebens verdanken.

Jetzt scheinen die Sage des Helden wieder vorüber. Raum ruft man nach ihm. Die Literatur interessiert sich nicht für ihn, und wir müssen schon mit Detektivs und Forschungsreisenden vorlieb nehmen, wenn wir nach literarischen Helden ohne Furcht und Ladel uns umtun. Der widerliche Lirib der Gleichmacherei, der unter der Maske der Berechnigkeit die Unterschiede von Groß und Klein, Schön und Häßlich, Mann und Weib am liebsten verwischen möchte, beherrscht die Welt: er verabscheut den Helden. Wie aber der Held aussteht, von dem Ehidher der Ewigjunge hören und lesen wird, kommt er in aber 500 Jahren durch unser liebes Deutschland gefahren, wer will das ahnen? Aber daß dann wieder ein Heldenideal geboren sein wird, dessen bin ich gewiß, wenn wir Deutsche Deutsche bleiben. Inzwischen freuen wir uns der schönen Entwicklung, daß der deutsche Held, der begonnen hatte mit wehmütigen Rückblicken auf große Vergangenheit, für uns endet mit dem Vertrauen auf große Zukunft.